FOTO: WALTER RUDOLPH/IMAGO IMAGES

Die Journalistenausbildung an der Uni Leipzig sei absolut wettbewerbsfähig gewesen

Ein Einspruch

Medien Michael Meyen beklagt die Abwicklung des Journalistik-Handwerks der DDR

■ Daniel Siemens

Der These, dass in der DDR nicht alles schlecht gewesen sei, können heute auch viele zustimmen, denen zunächst kaum etwas erhaltenswert schien. Für die akademischen Kaderschmieden der SED gilt diese erinnerungspolitische Trendwende allerdings nicht, haftet ihnen doch nach wie vor der Ruf an, zuerst und zuletzt Linientreue für die Spitzenpositionen in Staat und Gesellschaft herangezogen zu haben.

Vor diesem Hintergrund lässt das Buch von Michael Meyen aufhorchen. Er ist Professor für Kommunikationswissenschaft an der LMU München und erzählt die Geschichte vom Aufbau und Niedergang der akademischen Journalistenausbildung in der DDR, aber ganz anders, als diese Geschichte meist geschildert wird. Die bundesdeutsche Sicht prägte die ehemalige Leipziger Studentin Brigitte Klump, deren 1978 in der Bundesrepublik erschienenes Enthüllungsbuch *Das rote Kloster* 1991 neu aufgelegt wurde. Aus dem ursprünglichen Untertitel *Eine deutsche Erziehung* wurde nun *Als Zögling in der Kaderschmiede des Stasi*, was viel über den Zeitgeist der frühen 1990er und nur wenig über die tatsächliche Situation an der Universität aussagt.

Autobiografische Züge

So sieht es jedenfalls Meyen. Sein Buch handelt nicht von Parteidisziplin, Unterdrückung und Konformismus, sondern von den Idealen und Leistungen der Menschen, die in den 1980ern und frühen 1990ern in Leipzig studierten und lehrten. Seine sensible Gruppenbiografie ist zugleich ein Beitrag zur Geschichte der deutsch-deutschen Kommunikationswissenschaft. Schließlich ist das Buch eine Autobiografie. Meyen, von der historischen Mission der SED überzeugt, war nach knapp dreijährigem Wehrdienst bei einem Wachbataillon der Staatssicherheit von 1988 an selbst Journalistikstudent an der Universität Leipzig und daher mittendrin, als diese im Zuge der Wiedervereinigung abgewickelt und ein neues Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft aufgebaut wurde. Meyens meist wehmütiges, manchmal zorniges und mitunter ressentimentgeladenes Buch ist eine Provokation im doppelten Sinne. Zum einen, weil hier jemand kenntnisreich und gestützt auf jahrelange Recherchen und Gespräche mit Zeitzeugen nicht nur den schlechten Ruf seiner ehemaligen Ausbildungsstätte posthum aufpolieren möchte, sondern sogar eine grundlegende Neubewertung einfordert. Die Leipziger Journalistenausbildung sei in ihrer Betonung des journalistischen Handwerks absolut wettbewerbsfähig gewesen. Anstatt sie abzuwickeln, hätte man die Aufbruchstimmung der Jahre 1989/90 nutzen und sie zu einem international führenden „Leuchtturm" ausbauen sollen. Zum anderen lässt Meyen am Zustand der Kommunikationswissenschaft wie auch an der Ausbildung des journalistischen Nachwuchses kein gutes Haar. Hier würden mediokre Medienarbeiter produziert. Das alles liest sich erfrischend, gerade weil die üble Nachrede unter Wissenschaftlern zwar weitverbreitet ist, aber nur selten zwischen zwei Buchdeckel gepresst wird.

Meyen, Jahrgang 1967, wurde sehr jung, im Alter von 34 Jahren, auf seine Münchner Professur berufen, unter anderem mit Unterstützung von Karl Friedrich Reimers, der ab 1991 als „Gründungsdirektor" den Umbau der Leipziger Journalistik maßgeblich vorangetrieben hatte. Aus den autobiografischen Passagen des Buches geht hervor, dass Meyen ein sehr ehrgeiziger junger Mann von rascher Auffassungsgabe war, der bis heute davon überzeugt ist, dass er im Mediensystem der DDR an eine der führenden Position gelangt wäre. Grundlegende Zweifel an der SED-Herrschaft hatte er nicht; im Herbst 1989 sah er das „Neue Forum" als große Gefahr und den Ausgang der ersten freien Wahlen vom 18. März 1990 empfand er als Katastrophe. Heute polemisiert er ausgiebig gegen das Paradigma von der „DDR-Diktatur". Ostdeutsche und Westdeutsche sind in seinem Buch fein säuberlich geschieden, was angesichts der drei Jahrzehnte, die seit 1990 vergangen sind, befremdet. Sich selbst nennt er einen „Exil-Ostdeutschen".

Zweifel an der SED-Herrschaft hatte er nie, die freie Wahl 1990 empfand er als Katastrophe

Einseitig, aber lesenswert

Dennoch ist die Studie lesenswert. Erstens liefert sie, vielleicht gerade wegen ihrer Einseitigkeiten, ein wichtiges Korrektiv zu den selbstgefälligen Erfolgsgeschichten vom geglückten „Aufbau Ost". Besonders die Wissenschaftler in der DDR, die sich nach einer langen Qualifikationsphase im Zenit ihres Schaffens wähnten, standen mitunter über Nacht vor den Scherben ihrer beruflichen Existenz. Eine zweite Chance gaben ihnen die neuen Unileitungen und die Wissenschaftsministerien nur selten. In die Elite der Entscheider konnten sie nicht mehr vordringen. Das gilt weit über die Leipziger Journalistenfakultät hinaus. Gerade seinen ehemaligen akademischen Lehrern, die meisten von ihnen inzwischen verstorben oder hochbetagt, nähert sich Meyen mit großer Sympathie und Gespür für Zwischentöne. Er liefert auch einen schlagenden Beweis für seine These, man möge angehenden Journalisten zunächst einmal das sprachliche Rüstzeug vermitteln. Sein Buch ist ausgezeichnet geschrieben, stets unterhaltsam, dabei genau in der Sache. Hier wird nicht nur nachvollziehbar belegt, sondern auch klar argumentiert, allerdings stets parteilich – auch das übrigens eines der Hauptziele der Journalistenausbildung in der DDR.

An seinem eigenen Standpunkt lässt Meyen keinen Zweifel. Es lohnt sich darüber zu streiten, inwiefern der real existierende deutsche Journalismus der Gegenwart tatsächlich handwerklich defizitär und ideologisch selbstgefällig ist. Überzeugende Argumente für seine Auffassung, dass man dafür an den seinerzeit in Leipzig gelehrten Journalismus anknüpfen solle, bleibt Meyen allerdings schuldig.

Daniel Siemens ist Professor für europäische Geschichte an der Newcastle University in Großbritannien

Das Erbe sind wir. Warum die DDR-Journalistik zu früh beerdigt wurde. Meine Geschichte *Michael Meyen*
Herbert v. Halem Verlag 2020, 372 S., 28 €

Der Unbestechliche

Gesprächsband Reporterlegende Landolf Scherzer erzählt die Geschichten hinter den Geschichten

■ Michael Hametner

Landolf Scherzer ist einer der wenigen Meister der literarischen Reportage in Deutschland. In einer Liga und mit einer ähnlich umfänglichen Liste von Buchtiteln vergleichbar mit dem 1942 geborenen Günter Wallraff. Landolf Scherzer war bis zur deutschen Einheit der Reporter-Star im Osten, Wallraff der Star seit *Ganz unten* im Westen. Beide waren für ihren unbestechlichen Wirklichkeitssinn berühmt und beide ähnlich auf ihrer Seite als Querulanten angegriffen. Der 1941 geborene Scherzer – gerade ist er 80 Jahre alt geworden – avancierte in seinen zwei Dutzend Reportagebänden zum Menschensammler.

Weltraum der Provinzen ist der Titel des gerade erschienenen Buches, das der Journalist und Buchautor Hans-Dieter Schütt mit Landolf Scherzer als Frucht intensiver Gespräche gemacht hat. Dabei ist der Reporter Scherzer nicht der Typ, der viel und lange über sich erzählt. Er will die Menschen sprechen lassen, die Details, die er an den Schauplätzen seiner Reisen gefunden hat. Um Scherzer noch einmal in sein Reporterleben zu verwickeln, macht sein Gesprächspartner das Richtige: Er geht die wichtigsten Bücher des Reporters durch und sammelt die Geschichten hinter den Geschichten ein, um das Bild ihres Autors zu entdecken. Schütt bohrt nach, bis ihre Gespräche philosophisch werden. So heißt es etwa: Abstand ist nötig, um Fragen zu stellen, aber Antworten bekommst du nur, wenn Nähe entsteht, oder: *Im Weltraum der Provinzen* gibt es eine unendliche Weite, oder: Wer nichts von Irrwegen weiß, erfährt auch nichts von Wegen.

Wunderbar ist es, in den Antworten Scherzers Widerspruchsgeist zu erleben. Drei große Territorien hat er für seine Erkundungen erobert: Mosambik, Russland, bereits als es noch Sowjetunion war, und Kuba, trotzdem nennt er sich einen Dorfschriftsteller. Er war in Afrika an Orten, wo eine Mutter und ihre drei Kinder an Hunger gestorben sind, in der Sowjetunion am Ort der Reaktorkastrophe von Tschernobyl, in Asylunterkünften und hat den Rassismus der deutschen Nachbarn gehört. Übrigens hat er das verstrahlte Gebiet um Tschernobyl besucht, ohne am „Sarkophag" gewesen zu sein. Er hat es abgelehnt, für die letzte Strecke und den Blick von einer Besichtigungsplattform 130 Euro an ein Tourismusunternehmen zu bezahlen.

So war der Reporter ausnahmsweise einmal nicht vor Ort. In den Gesprächen des Buches erzählt er von Verlockungen, an sensationelle Storys heranzukommen. Er bekennt die Versuchung, aber letztlich seinen Widerstand dagegen. Ihm reicht das Alltägliche, denn warum soll die angeblich sensationelle Story eines Securitate-Mannes interessanter sein als die Geschichte eines rumänischen Bauern? Vielleicht ist die, die ihm der Securitate-Mann verkaufen will, sogar eine erlogene. Es sind wichtige Sätze im Mediengeschäft von heute.

Landolf Scherzer hatte nach der Wende gelegentlich auszuhalten, dass man ihn für sein Buch *Der Erste* von 1988 über einen ersten Sekretär einer SED-Kreisleitung und auch für manch andere Sympathie mit sozialistischen Ideen als Roten angriff. Dies traf ihn zu Unrecht, ist er in seinen Reportagen doch Konflikten nie aus dem Weg gegangen. Nie hat er sich gescheut zu erzählen, wie wenig glanzvoll die viel gepriesene sozialistische Arbeit war. Deshalb auch brauchte manches seiner Bücher in der DDR lange, bevor es die Erlaubnis zum Druck erhielt. Und als es erschienen war, lag es schnell nicht mehr in den Buchhandlungen aus, seine Bücher waren Bückware.

Die DDR tat sich schwer

So war es mit *Fänger & Gefangene: 2.386 Stunden vor Labrador und anderswo* (1983), seiner Reportage über Hochseefischfang vor Kanada. Während nicht nur die Fischer, sondern auch viele Leser sagten: Ja, so ist es!, ließen die Chefs vom Fischkombinat Rostock Tausende Exemplare aufkaufen und einlagern. „Es ist zwar nie verboten worden", sagt Scherzer auf Nachfrage, „aber nach der Wende fand man die Paletten, die Bücher waren stapelweise im Kombinat eingelagert worden." Nicht das einzige Beispiel, wie schwer sich die DDR mit Scherzers Reportagen tat. Im Gespräch bekräftigt er noch einmal das Ethos seines Schreibens: „Meine Arbeit besteht in der Komposition dieser Details. Ich kommentiere möglichst nicht."

Wenn man Landolf Scherzer auf den fast 300 Seiten folgt, dann halten sie nicht nur sein Reporterleben fest, sondern bieten auch die Begegnung mit einem außergewöhnlichen Menschen. Anders wären die Leser seiner Bücher nicht der wirklichen Welt begegnet. „Unsere Hoffnung ist das Wirkliche" – ein Satz des Dichters Volker Braun, als Motto dem Buch vorangestellt, ist auch Scherzers Credo. Voller Empathie, mit Blick für die Geschichte von unten und unbestechlicher Aufrichtigkeit sich selbst gegenüber. Berührend sein Fazit: „Die Welt hat genug von mir, ich hab genug von der Welt. Das sag ich nicht bitter. Ich empfinde es als Vorteil, dass nicht nur die Energie, sondern auch die Eitelkeit abnimmt. Das heißt nicht, dass die Lust am Leben weniger wird."

Möglich, dass die Konfession der Unbestechlichkeit seines Reporterdaseins eine aussterbende ist. Einmal fällt im Gespräch der Name Claas Relotius, dessen Hang zu Fake News der Betriebsunfall eines neuen, auf Sensationen geeichten Reporter-Typs war. Auch Scherzer hat nicht nur Erfolgsbücher verfasst. Aber dann sind es Ausnahmen in einem Ausnahmewerk.

Weltraum der Provinzen. Ein Reporterleben
Landolf Scherzer, Hans-Dieter Schütt
Aufbau-Verlag 2021, 281 S., 22 €

ANZEIGE

TEXT+KRITIK
Die Reihe über Autoren

auch als eBook

Heft 230
Loriot
Anna Bers / Claudia Hillebrandt (Hg.)
April 2021, 96 Seiten
€ 24,–
ISBN 978-3-96707-487-1

Vicco von Bülow etablierte sich mit dem Künstlernamen Loriot – und galt als Deutschlands größter Humorist. Die Beiträge des Heftes fragen nach Ort und Funktion seines Werks in der Geschichte der komischen Kunst – gehen mit ihm in die Oper und kommen am Ende auf den Hund.

etk
edition text+kritik · 81673 München · www.etk-muenchen.de